Beethoven in Japan

Der japanische Dirigent Rysusuke Numajiri und die Symphoniker überzeugten mit der Neunten

Rysusuke Numajiri. FOTO: C. HOERTNAGEL

Von Michael-Georg Müller

Beethovens Neunte wird in keinem Land der Welt so häufig aufgeführt wie in Japan. Um die Weihnachtszeit dudelt der berühmte Schlusschor gar aus Lautsprechern in Shopping-Malls und Fitness-Studios. Als eine Verbeugung vor unseren Mitbürgern aus Fernost ist es daher zu verstehen, dass die heimliche Nationalhymne des pazifischen Inselstaates jetzt beim zehnten Abokonzert in der Tonhalle erklingt. Passend zu den Japanwochen und zum Feuerwerk. Vielleicht hatten die Pyrotechniker bei der Vorbereitung auf das fantastische Illusions-Spektakel sogar Beethovens Symphonie in den Ohren – per Kopfhörer ihres Smartphones. Am Pult der Symphoniker: Ryusuke Numajiri, Mitte 40, der vermutlich auch mit der „Ode an die Freude" seine musikalische Früherziehung begann.

Zumindest in diesem letzten Satz laufen Symphoniker, Musikverein und die erlesenen Solisten auf Hochtouren. Funken sprühen, Spielfreude an allen Pulten. „O Freunde, nicht diese Töne": mit balsamischem Wotan-Sound schleudert der Bassist Wilhelm Schwinghammer diese ersten Worte der Schiller-Ode über das Orchester hinweg in das Parkett und hoch in die Tonhallen-Kuppel. Und berührt, ebenso wie der schwebend intonierte Sopran von Dara Hobbs. Zusammen mit Tenor Yosep Kang, Mezzosopran Uta Christina Georg und dem sauber intonierten Musikverein beschwören sie „Freude schöner Götterfunken". Maestro Numajiri setzt bewusst auf mächtiges Volumen und Pathos der Brüderlichkeit.

Auf diese Stelle warten alle, nicht nur Japaner. Manche werden ungeduldig; denn die ersten zwei Sätze, die nicht zu den stärksten aus Beethovens Feder zählen, quälen sich ohne Spannung dahin, kommen nur mühsam von der Stelle. Hier fehlt forsches Tempo, Numajiri pflegt Oberflächenglanz, der jedoch schnell ermattet.

Den Anfang macht „A Flock descends into a Pentagonal Garden" des japanischen Tondichters Toru Takemitsu. Eine kunsthandwerkliche Petitesse mit schwelenden Akkorden, gleißenden Streicherpassagen und quietschendem Sound. Stellenweise ist es so, als ob ein Finger über eine nasse Scheibe reibt. Insgesamt erinnert die Musik an fernöstliche Naturschilderungen. Das Beste daran: Das Stückchen Musik dauert 15 Minuten, halb so lang wie die darauf folgende Pause.

Noch einmal heute, 20 Uhr, in der Tonhalle